

Ebola und die wunden Stellen der Welt

Die Ebola-Epidemie sucht ausgerechnet Länder heim, denen es sowieso schon schlecht geht. Sie ist ein Seismograf für Risse und Abgründe in den betroffenen Gesellschaften. Kommentar von David Signer

David Signer

22.08.2014, 13.25 Uhr



In Monrovia, Liberia, müssen sich Spitalmitarbeiter mit einfachsten Mitteln behelfen. (Bild: Keystone / AP)

Ebola ist ein Indikator des Elends. Das Virus verbreitet sich am rasantesten in Gebieten, die von Armut, Chaos und mangelhaften medizinischen Einrichtungen gezeichnet sind. Es sucht diejenigen Menschen heim, die sowieso schon leiden. In Westeuropa ist das Risiko gering, dass sich Einzelfälle zu einer Epidemie auswachsen. Es ist also kein Zufall, dass die Krankheit gerade in den ehemaligen Bürgerkriegsländern Liberia und Sierra Leone wütet und, in geringerem Masse, in Guinea, einem mausarmen Staat, der seine immer schon desolate Gesundheitsversorgung in den letzten Jahren noch weiter reduziert hat.

Oft hängen die Ansteckungen mit banalen Problemen zusammen. Im Vier-Millionen-Land Liberia gibt es ganze 51 Ärzte; mangels Gummihandschuhen müssen sie sich manchmal Plastictüten aus dem Einkaufszentrum über die Hände stülpen, um ein Kind zu entbinden. Dies inmitten eines der grössten Kautschukanbauggebiete der Welt. Auch in dieser Hinsicht macht Ebola wie ein Vergrößerungsglas

gesellschaftliche Abgründe sichtbar.

Misstrauen gegen alles Staatliche

Gerade das Zusammentreffen von Unterentwicklung und Moderne wirkt sich in diesem Falle fatal aus. Ist die Krankheit auf ein dörflich-traditionelles Milieu beschränkt, bleiben die Ansteckungen überschaubar. Aber in den betroffenen Ländern mischt sich ein tiefer Bildungsstand – mehr als die Hälfte der Guineer sind Analphabeten – mit hoher nationaler und internationaler Mobilität, fehlendes Wissen über Hygiene und Medizin mit Landflucht, Verstädterung und politischer Frustration. Typisch für dieses Nebeneinander ist etwa die Tatsache, dass es in Liberia zwar überall westliche Medikamente zu kaufen gibt, aber neunzig Prozent gefälscht oder verdorben sind. Es ist dieser verwirrende, gefährliche Mix, der Slumbewohner ein Ebola-Zentrum stürmen lässt, wie jüngst in der liberianischen Hauptstadt Monrovia geschehen.

Einerseits schrien die Aufrührer, es gebe kein Ebola, andererseits empörten sie sich, dass die Behandlungsstation gerade in ihrem Quartier eingerichtet wurde. Diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen lässt das Schlimmste befürchten, sollte Ebola sich in Lagos ausbreiten. Die nigerianische Metropole mit bisher fünf Ebola-Toten hat je nach Schätzung zehn oder zwanzig Millionen Bewohner. Schon diese demografische Unsicherheit zeigt, wie sich hier Mega-Urbanisierung mischt mit Chaos. In diesem Moloch mögliche Ansteckungswege zurückzuverfolgen, ist ein hoffnungsloses Unterfangen.

Gerade weil es gegen Ebola noch kein Heilmittel gibt, schiessen Spekulationen ins Kraut. Viele sehen Ebola als Fluch, schon das Aussprechen des Wortes kann gefährlich sein. Weil Spitäler eher als Orte der Gefahr denn der Hilfe gesehen werden, erfreuen sich Heiler grossen Zulaufs. Aber in Liberia und Sierra Leone verdient selbst die traditionelle Medizin diese Bezeichnung kaum noch; nach den Erschütterungen der Kriegsjahre ist auch sie entwurzelt. Das medizinische Personal, das in seinen Schutzanzügen oft eher wie Ausserirdische als wie Menschen aussieht, weckt kein Zutrauen. Oft unterstellt man ihm, nicht Desinfektionsmittel, sondern Gift zu versprühen. Stirbt jemand, dann aus dieser Sicht nicht trotz, sondern wegen der Massnahmen. Aber es ist nicht nur Ignoranz, die zu solchen Sehweisen führt, sondern auch bittere Erfahrung.

Liberia und Sierra Leone haben mehr als ein Jahrzehnt Bürgerkrieg

hinter sich. Was unter dem Warlord Charles Taylor an Grausamkeiten verübt wurde, liegt jenseits des Vorstellbaren. Nach der langen Erfahrung von Terror, Unterdrückung, Propaganda und Lüge misstrauen die Bewohner dem Staat und seinen Vertretern. Manche glauben, in den Stammländern der Opposition benutze die Regierung das Virus als biologische Waffe, um die dortige Bevölkerung auszurotten. Manche sehen Ebola als Erfindung der Politiker, um ausländische Gelder anzulocken. Manche fürchten, in den Spitälern würden Organe entnommen und Menschenversuche durchgeführt.

Holzhammermethoden und tödliche Berührung

Nachdem die Regierungen der betroffenen Länder allzu lange zugewartet haben, reagieren sie nun vor allem mit Autoritarismus, riegeln die Grenzen ab, mitsamt Schiessbefehl, verhängen Ausgangssperren, stellen ganze Quartiere und Gebiete unter Quarantäne und lassen die Armee aufmarschieren. So verständlich diese radikalen Reaktionen sein mögen, sie erinnern an die Redensart «Wer als Werkzeug nur den Hammer kennt, sieht jedes Problem als Nagel». Ein Virus lässt sich nicht mit Soldaten bekämpfen. Solch brachiale Gesundheitspolitik verstärkt das Misstrauen der Bevölkerung noch. Aber wahrscheinlich erwartet diese schon gar nichts anderes von der Staatsmacht. Zum Mindesten müsste sichergestellt werden, dass die Bevölkerung unter den Abriegelungen nicht zusätzlich leidet und sie dann zu umgehen versucht, wie das offenbar bereits bei den Grenzschiessungen der Fall ist. Sonst resultiert anstelle von Transparenz, dass die Krankheit noch mehr in den «Untergrund» gedrängt wird.

Bereits stehen eine Million Menschen unter Quarantäne; sie sind auf Gedeih und Verderb von internationalen Lebensmittellieferungen abhängig. Es ist ein Teufelskreis: Es sind die armen Länder, die von Ebola betroffen sind und durch die Krankheit und ihre wirtschaftlichen Folgen erst recht in eine Abwärtsspirale geraten. Die Sars-Pandemie, die 2002 in China ausbrach, forderte «lediglich» 800 Menschenleben, fügte der Weltwirtschaft jedoch einen Schaden von 50 Milliarden Dollar zu.

Der Ebola-Epidemie fielen bis jetzt 1350 Menschen zum Opfer. Das ist wenig, verglichen beispielsweise mit Aids, das bisher insgesamt 36 Millionen Tote verursachte. Aber der Vergleich zeigt, wie gefährlich Ebola werden könnte, vor allem, wenn man sich vor Augen führt, wie rasant es sich nun ausbreitet, obwohl man sich im Gegensatz zu Tröpfcheninfektionen nur über direkten Kontakt mit Körperflüssigkeiten anstecken kann. Das ist eine weitere tragische Ironie

dieser Krankheit: Nicht nur trifft sie diejenigen, die schon zu den globalen Verlierern gehören. Sie wird zudem durch Berührung übertragen; die Geste der Zuneigung wird zum Gift. In geringerem Masse gilt für Ebola, was auch für das sexuell übertragbare Aids gilt: Man wird ausgerechnet von jenen angesteckt, denen man nahe ist. Kein Wunder, wollte man das zuerst gar nicht wahrhaben. Gerade in Afrika, wo körperlicher Kontakt – Händeschütteln, Umarmungen, enges Zusammenwohnen, aus einer Schüssel essen – noch viel mehr als bei uns gemeinschaftsstiftend wirkt, treiben Ebola und das daraus folgende Berührungsverbot einen Keil ins Sozialleben.

Zum Thema



Tödliche Lebensgewohnheiten

Die Ebola-Epidemie ist nicht nur ein medizinisches Problem. Die Krankheit konnte sich – ähnlich wie Aids – nur so rasch ausbreiten aufgrund der sozialen und kulturellen Gegebenheiten in Westafrika.

David Signer 09.08.2014



Die Seuche ist ausser Kontrolle geraten

Die Ebola-Virus-Epidemie im westafrikanischen Guinea, Sierra Leone und Liberia hat sich zu einem GAU des öffentlichen Gesundheitswesens entwickelt.

Hermann Feldmeier 08.08.2014



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.